

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nur rasch, Signorina. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren," flüsterte der Mensch wieder. Dann mit einem raschen Seitenblick fuhr er fort: „Pst! Es ist vorbei. Dort kommt jemand. Wenn Sie mich später brauchen, Fräuleinchen, so fragen Sie nur nach dem Agnelillo an der Seconda Rampa di San Antonio. Agnelillo! Vergessen Sie nicht. Sie werden mich schon einmal brauchen können, und ich bin Ihr Diener, nur um Ihnen dienen zu dürfen und dem alten Spitzbuben schaden zu können. Agnelillo, Agnelillo!" wiederholte er nochmals, dann trat er rasch zurück.

Peppa stand auf, um ihrem Bruder, der eben auf sie zu schritt, die Hand zu geben.

„Mein Bruder!" sagte sie dabei leise. Man wußte nicht recht, ob das für Agnelillo oder für ihren Bruder bestimmt war, aber der Strolch schien das erstere anzunehmen, denn er zog plötzlich respektvoll den alten schäbigen Filzdeckel, grinste eigentümlich lächelnd und vertraulich blinzelnd und ließ die beiden an sich vorübergehen.

So traten die Geschwister hinaus aus dem Paradies ihrer Jugend, das sie in süßen Träumereien und wohligen Lebensgenuß gewiegt, mit allen Freuden des Daseins umgaukelt; traten hinaus in das stürmische, wildbewegte Meer des Lebens, das voller Klippen und Riffe, voller Untiefen und Fährlichkeiten war. Würde es ihrer ungeübten, schwachen Hand gelingen, ihr Schifflein dem schützenden Hafen der Ruhe und des zufriedenen Glücks zuzulenken? Oder mußten sie schutzlos und wehrlos dem grausam harten Schicksal weichen, das sie unerbittlich in die Abgründe des Elends und Lasters warf? Ahnungslos traten sie hinaus in das wüste Auf und Nieder des Lebens. Wo waren die Erfahrungen, die Kenntnisse, die sichere Stütze ihrer Existenz? Wer stand bei ihnen? Wem durften sie vertrauen? Wohin sollten sie zuerst die Schritte lenken?

So traten sie hinaus.

5.

Außer der neuen, schöngebauten großen Straße, die, von Neapel nordwestlich am Meeresufer hinführend, die Stadt mit den eleganten Villenvierteln des Posilippo verbindet, giebt es noch eine Straße, die vermittelst der berühmten Posilippogrotte, eines Tunnels, den der Sage nach der Böse selbst in höchsteigener Person gebohrt haben soll, die Stadt unter dem breiten Hügelrücken des Posilippo hindurch mit dem Norden, zunächst mit dem Dorf Fuorigrotta verbindet. Zwischen diesen beiden Hauptstraßen nun schlängelt sich im gemütlichen Zickzack und echter altneapolitanischer Unsauberkeit und Ungeniertheit eine dritte Straße auf die Höhe des Posilippo hinauf. Das ist die Rampa di San Antonio, so genannt nach einer kleinen, sehr alten Kirche, die auf halber Höhe steht und dem heiligen Antonius geweiht ist.



Das Innere des Barmer Stadttheaters nach dem Brande. (S. 139)
Nach einer Photographie von Wilh. Fülle in Barmen.

Hier wohnt armes Volk, und infolgedessen sieht es dementsprechend aus. Die Straße ist nur teilweise gepflastert; in der Mitte fließt ein schmutziges, schlammiges Rinnsal, das die Abfälle der ganzen Bewohnerschaft mühsam zu Thal fördert oder auch wochenlang in einer Ecke liegen läßt, bis ein wohlthätiger Regen einmal gründlich abräumt und wie ein Sturzbach die Straße herunterprasselt. Das ist dann ein Fest für die Jugend, die in paradiesischer Toilette mit einer wahren Wonne in den abstürzenden Wassermassen herumplantscht, während die wenigen Stiefelbesitzer der Straße ratlos zu Hause bleiben müssen, bis sich der Regen verlaufen hat.

Die Bewohner der Rampa di San Antonio sind zumeist Fischer oder Fischhändler, Waschweiber, Schuhflicker und sonstige kleine Gewerbsleute, allerhand armselige Eseltreiber, Fremdenführer, herumziehende Musikanten und Straßensänger nebst einer Menge Leute, die überhaupt nichts thun, die sich nicht einmal zu einer regelrechten systematischen Bettelei aufschwingen. Da nun nach altneapolitanischer Gepflogenheit alle Hantierungen, soweit überhaupt möglich, auf der Straße besorgt werden und demzufolge die Fischer auf der Rampa di San Antonio ihre Netze auf der Straße flicken, die Waschweiber ihre Seifenwassertonnen auf der Straße reinigen und ausgießen, die Schuster auf der Straße hämmern und die Faulenzer auf der Straße faulenzen, so wird man sich ungefähr ein Bild der Rampa di San Antonio machen können. Und doch ist die Rampa di San Antonio nicht nur eine der interessantesten, sondern wegen ihrer aufsteigenden Richtung auch eine derjenigen Straßen von Neapel, die die schönsten, herrlichsten Ausblicke über die ganze gottbegnadete Gegend gewährt.

Auf der Mauer, die den ersten Bogen der Rampa di San Antonio gegen Absturz auf die darunter hinführende Straße schützte und stützte, lag Agnelillo. Es war einige Tage, nachdem er seines Amtes in der Villa Marini überhoben worden und er durch regelrechte Konkurserklärung des Commendatore Marini dort überflüssig geworden war.

Man hatte die Villa einfach zugeschlossen, einen Pfahl am Eingang eingerammt und darauf geschrieben: „Da vendere (zu verkaufen).“ Aber Agnelillo war ein schlauer Patron und befand sich infolgedessen augenblicklich in sehr behaglicher Stimmung. Er hatte in der Villa Marini ein feines Geschäft gemacht, das heißt, er hatte als Aufseher einfach gestohlen, was er nur fortbringen und brauchen konnte. Er rauchte jetzt sehr feine Zigaretten, die da und dort auf den Tischen herumgelegen. Er wäre nach seiner Meinung ein sehr leichtsinniger Bursche gewesen, wenn er in dieser Beziehung nicht auf Ordnung gesehen und an sich genommen hätte, was die unvorsichtigen Leute liegen ließen. Er hatte ferner ein Paar neue Lackstiefeletten an den Füßen — ein Andenken an Herrn Mario Marini. Besonders aber erregten das Aufsehen der ganzen Rampa di San Antonio ein Paar Manschetten mit Perlmutterknöpfen. Er hätte davon, wie er wohl wußte, ein ganzes Dutzend stehlen können, aber — der Neapolitaner ist genügsam. Agnelillo hatte in seinem ganzen Leben nie begreifen lernen, wozu ein Mensch mehr Manschetten brauche, wie er Arme, oder mehr Stiefeln, wie er Beine habe. So hatte er aus dem Vorrat des Herrn Marini nur ein Paar Manschetten genommen.

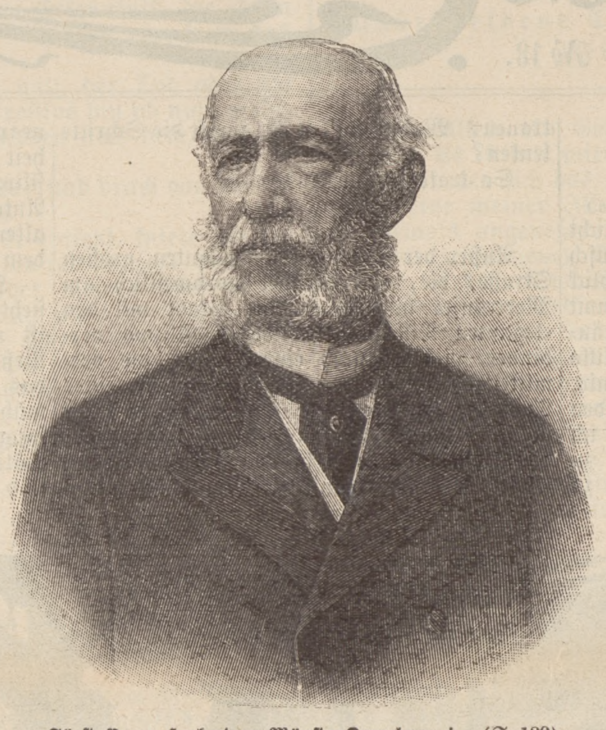
Agnelillo lag also auf der Mauer, sonnte sich, rauchte und schaute hinüber nach der großen Straße, die am Meere hinlief, wo jetzt die vornehmen Leute in eleganten Karossen oder zu Pferd „Korso“ hielten. Wie das alles glänzte und glitzerte! Das feine Geschirr und die feurigen Pferde, dazwischen die eleganten Damen, die noblen Kavaliere, die Uniformen — ach, welches Herrenleben doch die vornehmen Leute führen! dachte Agnelillo.

„Wenn ich nur erst so weit bin,“ murmelte er vor sich hin, „ich will's ihnen schon zeigen, wie man's macht.“

Daß er „so weit“ auch kommen müsse und zwar bald, das war für Agnelillo eine ausgemachte Sache, denn die alte Zicuzza, die berühmteste Wahrsagerin auf der Rampa di San Antonio, hatte ihm dreimal aus den Karten gewahrsagt, daß er einst zu großem, großem Vermögen kommen würde. Seine Augen leuchteten, wenn er daran dachte, und sein Aeußeres nahm unwillkürlich ein gewisses dementsprechendes Aussehen an, wenn er sich vorstellte, daß er einst auch ein „Signore“ sein werde. Denn daß eine Wahrsagerin sich einmal irren könne, das gab Agnelillo wohl zu, sobald es sich um eine gleichgültige Sache handelte, aber daß sie sich dreimal hintereinander irren könne, wo es sich um seine Angelegenheiten handelte, das war eine Unmöglichkeit für ihn.

Wie bei allen ungebildeten Leuten und besonders bei den Bewohnern der Rampa di San Antonio war Unwissenheit und Aberglaube auch bei Agnelillo eine Macht von ganz unberechenbarer Tragweite, ein innerlicher Feind, ein Dämon, der sie in seinem ganzen Leben nicht wieder los ließ, sie lenkte und leitete in ihren Maßnahmen, ohne daß sie es wußten und fühlten, ganz nach seinem Willen. Agnelillo war also von seinem zukünftigen Reichtum so überzeugt wie vom Himmel über ihm und von der Erde unter ihm, nur wußte er noch nicht, ob er durch Erbschaft, durch einen Schatz, den er finden wollte, oder durch einen Mord, den er begehen müsse, oder durch das Lotto zu Vermögen kommen würde. Merkwürdig: an die Arbeit dachte er dabei nie. Durch Arbeit zu Geld kommen, das schien ihm vollständig hoffnungslos und ausgeschlossen. Auch der Diebstahl schien dazu nicht geeignet zu sein. Er hatte es schon damit versucht, war aber dabei verunglückt. Man hatte ihn erwischt, verurteilt und nach Pozzuoli in die Steinbrüche geschickt, wo er zwei Jahre als Bagnosträfling hatte arbeiten müssen, daß ihn jetzt noch ein Schauer überlief, wenn er daran dachte. Daher auch sein schleifender Gang mit dem rechten Fuß, an dem die Kugel angeschmiedet gewesen war, die er immer mit sich herumzerren mußte.

„Agnelillo!“ rief plötzlich eine alte Frau



Fürst Georg Herbert zu Münster-Derneburg †. (S. 139)

von der anderen Seite der Straße ihm zu und schreckte ihn dadurch auf.

Agnelillo hob den Kopf etwas und sah hinüber. „Was giebt's, Pasquarella?“ fragte er.

„Der Flibreto ist munter.“

„Nun also! Was geht das mich an?“

„Er verlangt nach dir. Komm rasch. Er hat geträumt.“

Agnelillo stand nun rasch auf, sprang in wenig Sätzen über die Straße und trat in das dunkle, schwarz geräucherte Haus ein, wo er mit seinem Vater eine Stube zu ebener Erde bewohnte. Unter der „Stube“ darf man sich nicht zu viel vorstellen. Ein dunkler, nur durch die Thür und ein kleines vergittertes Fenster ohne Scheiben erhellter Raum mit Steinpflaster, ein Bett, eine Kommode, auf der unter einem Glasgehäuse ein Bild des heiligen Antonius stand, darüber eine kleine Oellampe, dann noch zwei wackelige Strohstühle — das war alles, was man hier sah.

Auf dem Bett saß ein alter, vielleicht siebzig oder einige Jahre älterer Mann mit braunem, verwittertem Gesicht, dessen harte, kräftige Formen auffielen. Die Augenbrauen waren dick und buschig, die Backenknochen derb hervorstehend, die Lippen voll, fast wulstig, Bart und Haar weiß, aber sehr dicht. Das war Agnelillos Vater, der eigentlich Filiberto Esposito*) hieß. Da es aber die Neapolitaner lieben, sich bei ihren Vornamen zu benennen und auch diese nach ihrem fürchterlichen Dialekt verunstalten, so war der alte Esposito überall unter dem Namen Flibreto bekannt.

Der alte Flibreto war seit seiner Geburt stumm. Mitten in dem lauten Neapel, wo alles schreit, lärmt, kreischt, daß man taub oder nervös werden möchte, hatte der alte Mann nie in seinem Leben einen Ton von sich geben können. Aber die Neapolitaner haben eine wunderbare Begabung für die Zeichensprache, vielleicht gerade infolge des fürchterlichen Lärmens, welches das Verständnis durch Laute erschwert, und so wurde es auch dem alten Flibreto leicht, sich durch allerhand Zeichen und Manipulationen mit den Händen, dem Kopfe, den Lippen und Augen oder auch mit den Beinen zu verständigen. Es war geradezu erstaunlich, oft auch drollig und lächerlich, mit welch drastischer Erfindungsgabe der alte Mann sich verständlich machen konnte, besonders seinem Sohne.

Flibreto erzählte also seinem Sohne vermittelst seiner wunderlichen Gesten, wobei die großen, wilden, schwarzen Augen in einer fast unheimlichen Art funkelten und leuchteten, daß er geträumt habe, er sei oben auf dem Posilippo gewesen, wo er in dem alten Mauerwerk, das noch aus dem Heidentum**) herstamme, gerastet habe. Plötzlich hätte er gehört, wie unter ihm jemand hacke und grabe. Er sei deshalb leise eine alte verwitterte Steintreppe, die in der Nähe war, hinabgeklettert und dazu gekommen, wie ein Mann in einem kellerartigen Mauerrest eine große Kiste mit lauter blitzenden Goldstücken, einen Schatz, gefunden habe. Natürlich habe er sich im Traum sofort auf den Mann losgestürzt, um ihn zu ermorden und sich des Schatzes zu bemächtigen, und es sei ihm auch nach langem Ringen gelungen, den Mann mit einem schweren Mauerstein auf den Kopf zu schlagen, so daß er tot niedergefallen sei. Wie er sich dann aber habe des Schatzes bemächtigen wollen, sei dieser zu schwer gewesen, und er habe sich dabei so sehr angestrengt, daß er daran aufgewacht sei.

---

*) In früheren Jahrzehnten herrschte in dem großen neapolitanischen Findelhaus noch der barbarische Gebrauch, den Kindern, die dort erzogen wurden, nur einen Vornamen, also etwa Carlo, Giuseppe, Francesco 2c., und als Familiennamen den Namen „Esposito“, das heißt Ausgesetzter, zu geben, welchen Namen dann die Aermsten zeit ihres Lebens tragen mußten. Jetzt ist aber dieser Gebrauch schon seit Jahren abgekommen. Der Name Esposito kommt aber heute noch ziemlich häufig in Neapel vor, wenn auch nur bei Nachkommen jener ursprünglichen Findelkinder, so daß oft auch geborene Neapolitaner die eigentliche Bedeutung dieses Namens nicht mehr wissen. Der Familienname spielt überhaupt im persönlichen Verkehr eine untergeordnete Rolle, da man sich meist beim Vornamen nennt und ruft, dem man vielleicht noch ein „Don“ (Herr) oder „Donna“ (Frau) vorsetzt. So auch Agnelillo für Agnelo Esposito.

**) Es sind die Ruinen der alten Römervillen gemeint, die fast über den ganzen Posilippo verstreut sind. Die Neapolitaner wissen von der Vergangenheit ihres eigenen Landes so wenig, daß sie für Römer- und Griechentum, überhaupt für das ganze Altertum, dessen Reste ihnen oft in Gärten und Feldern entgegenstarren, nur den Ausdruck: paganesimo = Heidentum und für die damaligen Bewohner: pagani = Heiden haben. Oft gehen sie diesen Trümmern und Ruinen mit abergläubischer Furcht aus dem Wege, weil sie sie für den Aufent-

Die Phantasie Agnelillos war durch seine Grübeleien ohnehin so erhitzt, daß er sofort der Ansicht war, dieser Traum habe etwas zu bedeuten. Aber was?

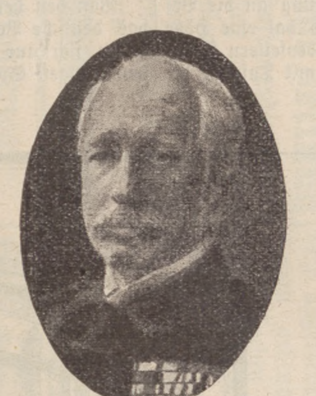
„Wo war's?" fragte er seinen Vater.

Dieser deutete nach oben, nach dem Posilippo hin.

„Der Posilippo ist groß. Weißt du den Ort nicht genauer anzugeben?"

Der Alte verneinte.

„Wir müssen die Zicuzza fragen."



Feldmarschall Viscount Wolseley.

Sein Vater sah ihn fragend an und machte die Bewegung des Geldzählens. Agnelillo wußte wohl, was das heißen sollte. Die alte Zicuzza ließ sich ihre Wissenschaft pränumerando bezahlen; ohne Geld durfte man da nicht kommen. Und Geld hatte weder Agnelillo noch sein Vater, aber ersterer besann sich jetzt ziemlich hitzig und aufgeregt, daß ihm der alte Spitzbube, der Don Leone, von seinem wohlverdienten Lohn in der Villa Marini richtig drei Lire und fünfundsiebzig Centesimi abgezogen hatte.

Sofort wollte er zu ihm hin. Er mußte das Geld haben, um für die alte Zicuzza etwas zu erhalten. Er wollte wissen, was der Traum seines Vater zu bedeuten hatte. Konnte es nicht möglich sein, daß er mit seinem zukünftigen Reichtum zusammenhing? „Warte hier!" sagte Agnelillo zu seinem Vater. Dann stürzte er fort, die Rampa di San Antonio hinunter am Korso entlang, nach der inneren Stadt zu, wo Don Leone in einer kleinen Seitenstraße des Toledo,*) nicht weit vom Largo Carità, seinen Laden hatte.

Als er durch die Chiaja lief, standen in der für den ungeheuren Verkehr viel zu engen Straße an beiden Seiten so viel Menschen, die dem „Korso" zusahen, daß er nur langsam vorwärts kam. Plötzlich blieb er stehen und beobachtete ein junges Mädchen, das da ebenfalls stand, um, wie es schien, die Vorüberfahrenden zu betrachten. „Schau, schau!" murmelte er für sich hin, „das Fräuleinchen aus der Villa Marini."

Es war in der That Peppa, die zu Fuß im dichtesten Gewühl stand und auf irgend etwas wartete. Aber welche Veränderung war mit ihr in den wenigen Tagen vorgegangen! An Stelle der früheren, ebenso geschmackvollen wie ausgesuchten und glänzenden Toiletten war ein fast ärmliches, hellgelbliches Kattunkleid und ein dunkler Wollschleier getreten, wie ihn die Mädchen und Frauen aus dem Volke tragen, was sie aber wunderhübsch kleidete. Ihre Züge waren härter und fester geworden, die Grübchen waren verschwunden, überhaupt der kindlich-naive Ausdruck des Gesichts war wie weggeblasen. Die zierlichen und beim Lachen so reizend zitternden Rundungen an Hals und Kinn hatten festen energischen Formen Platz gemacht, und vor allem das Auge hatte einen finsteren, brennenden Glanz, etwas Leidenschaftlich-Heißes, bei dem man unwillkürlich an Haß und Hunger dachte.

„Es geht ihr schlecht," murmelte Agnelillo wieder für sich und suchte sich bis zu ihr durchzuarbeiten, „sie sitzt im Elend, wie andere auch."

Mit dem scharfen Auge des Leidensgefährten sah Agnelillo rascher, welche Wandlung mit der jungen Dame vorgegangen war, als diese selbst in vielen Worten hätte sagen können.

„Sind sie es, Signorina?" sprach er sie endlich an. „Auf was warten Sie hier? Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Agnelillo von der Rampa di San Antonio. Warum sind Sie nicht gekommen? Ich hätte aus der Villa Marini herausgeholt, was Sie wollten. Haben Sie sonst etwas zu thun? Sagen Sie es nur. Ich thu's. Ich thu's um Ihrer schönen Augen willen, was es auch sei."

Peppa erschrak mehr, als sich auf natürliche Weise erklären ließ. Sie war offenbar durch ihn überrascht, bei irgend einem Vorhaben gestört worden.

„Laß mich! Geh deiner Wege, Agnelillo!" sagte sie heftig und suchte etwas, was sie in ihrer rechten Hand festhielt, in ihrem Kleid zu verbergen.

„Was ist's?" fragte er. „Ein Messer? Fräuleinchen, das ist nichts für solche kleine Hände. Sagen Sie mir nur, was Sie zu thun haben. Ich thu's, beim heiligen Antonius, ich thu's. Wer ist's?"

„Geh, geh!" herrschte sie ihn an, und als er keine Miene machte, sich zu entfernen, wendete sie sich rasch von ihm ab und war, ehe er sich dessen versah, in der Menge verschwunden. (Forts. folgt.)

haltsort von Gespenstern und dergleichen halten. Das gilt natürlich nur von dem niederen Volk, das auch heute noch größtenteils weder lesen noch schreiben kann.

*) Strada di Toledo (gegenwärtig di Roma genannt), unter allen Straßen Neapels wohl die verkehrsreichste und lärmendste.

Illustrierte Rundschau.

Das den Flammen zum Opfer gefallene **Stadttheater in Barmen** war ein schönes, modernes, erst im Herbst 1876 eröffnetes Gebäude. Das Feuer entstand auf bisher unerklärte Weise auf der Bühne nach Schluß der Vorstellung und wurde erst bemerkt, als gegen 1 Uhr nachts mit heftigem Knall ein Teil des Daches barst und gleich darauf eine mächtige Feuersäule zum Himmel aufstieg. An eine Rettung der Bühne und des Zuschauerraumes konnte bei dem heftigen Südwestwinde nicht gedacht werden, doch gelang es der Aufopferung der Feuerwehr, eine Weiterverbreitung des Brandes zu verhüten und sogar die Frontseite mit dem Foyer und zwei Läden zu erhalten. Das **Innere** bot nach Unterdrückung des Feuers einen traurigen Anblick dar. Man sah nichts als rauchgeschwärzte kahle Mauern, Haufen von Trümmern, verkohlte Balken, verbogene Eisenstangen und kaum noch kenntliche Reste von Einrichtungsstücken. — In Hannover starb der deutsche Staatsmann **Fürst Georg Herbert zu Münster-Derneburg.** Er wurde am 23. Dezember 1820 in London als Sohn des Reichsgrafen Ernst zu Münster-Ledenburg, damaligen großbritannischen und hannoverschen Staatsministers, geboren, war von 1857 bis 1865 hannoverscher Gesandter in Petersburg und wurde nach der Einverleibung Hannovers in Preußen zum erblichen Mitglied des preußischen Herrenhauses und Landtagsmarschall der neuen Provinz ernannt. Im Jahre 1873 ging er als deutscher Botschafter nach London und zwölf Jahre später in gleicher Stellung nach Paris, wo er sich durch sein weltgewandtes Wesen sehr beliebt zu machen verstand. Graf Münster hatte den Pariser Botschafterposten von 1885 bis Ende 1900 inne. Auf der Friedenskonferenz im Haag war er Deutschlands erster Vertreter. In Anerkennung seiner ersprießlichen Dienste wurde ihm am 3. August 1899 der Fürstentitel verliehen. — Feldmarschall **Sir Garnet Viscount Wolseley,** der bis zum Jahre 1900 Oberbefehlshaber des gesamten britischen Heeres war und jetzt von König Eduard VII. von England nach Südafrika gesandt worden ist, wurde am 4. Juni 1833 in Irland geboren, trat 1850 als Fähnrich in das englische Heer ein, kämpfte in Birma, im Krimkriege, in Indien und China mit Auszeichnung und kehrte Anfang der sechziger Jahre als Oberst nach England zurück. 1867 ging er nach Canada und warf die aufständischen Eingeborenen nieder. 1873 erhielt er das Kommando im Aschantikriege und eroberte die Hauptstadt dieses westafrikanischen Negerreiches. 1879 wurde er zur Beendigung des Zulukrieges nach Südafrika gesandt und nahm den Zulukönig Cetewayo gefangen. Im Jahre 1882 schlug er bei Tell el Kebir die Aegypter unter Arabi Pascha, wofür er die Peerswürde erhielt. 1894 wurde er zum Feldmarschall ernannt. — Gegenwärtig erregt in London ein **einbeiniger Radfahrer** Namens **E. E. Gifford** Aufsehen, der seine Künste im Hippodrom zeigt und als Glanzleistung mit seinem Rade von einem 90 Fuß hohen Gerüst in den daneben befindlichen Teich hinab-



Sprung des einbeinigen Radfahrers E. E. Gifford aus einer Höhe von 90 Fuß.

springt. Dieses lebensgefährliche Unternehmen zieht immer eine große Menge von Leuten an, denn der Engländer liebt dergleichen über alles, und den verwegenen Radfahrer auf seinem Stahlroß durch die Luft sausen zu sehen, ist in der That kein alltägliches Schauspiel.

Kloster Weltenburg und die Befreiungshalle bei Kelheim.

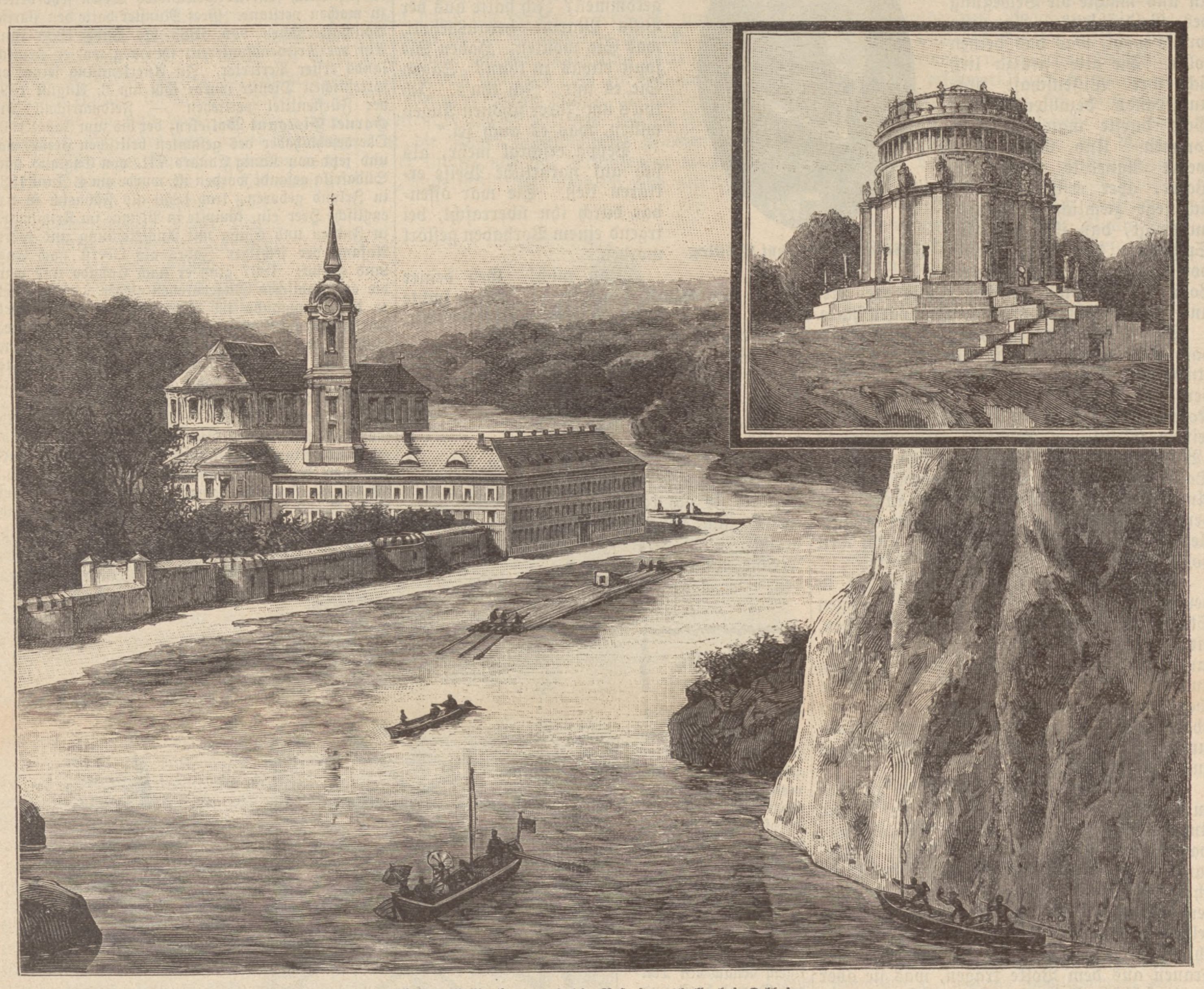
(Mit Bild.)

Die berühmte Stromenge, welche die Donau unweit von Regensburg bildet, die „Weltenburger Klause", hat ihren Namen von dem alten Kloster, das dort auf einer Landzunge sich erhebt. Die Benediktinerabtei Weltenburg wurde schon 775 von dem Bayernherzog Thassilo gegründet und gewährt vom Fluß und dem anderen Ufer aus einen sehr malerischen Anblick. Stolze Erinnerungen weckt die Befreiungshalle bei Kelheim, das man von Weltenburg im Kahn in einer halben Stunde erreicht. Die schöne Kuppelrotunde auf dem Michaelsberg ist von Ludwig I. von Bayern zur Erinnerung an die Befreiungskriege errichtet worden und hat eine Höhe von 58 Meter. Auf mächtigen Strebepfeilern stehen außen 18 germanische Jungfrauen mit Tafeln, die die Namen der am Befreiungskampf beteiligten deutschen Volksstämme aufweisen. Das Innere umschließt 34 Viktorien, von denen je zwei ein Bronzeschild halten, auf welchem eine der siegreichen Schlachten verzeichnet steht.

Maifest im Mittelalter.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Von den herrlichen Maifesten, die im Mittelalter das deutsche Volk zur Feier des Frühlings beging, haben sich nur wenige Reste erhalten. Die Mythe vom jungen Sonnengott Frô, der die aus der Haft



Kloster Weltenburg und die Befreiungshalle bei Kelheim.

des Winterriesens befreite jungfräuliche Erde als Braut heimholt, lag diesen Festen zu Grunde. Symbolische Reigen auf dem festlich geschmückten Maifeld um den Maibaum, die Wahl des Maigrafen und der Maikönigin, die Blumenschlacht waren Hauptelemente dieser Feste. Unser Bild stellt die letztere dar, wie sie in Freiburg in der Schweiz begangen wurde. Auf dem Markt war eine hölzerne Burg aufgebaut. Jungfrauen in hellen Festgewändern verteidigten, ebenso gekleidete Jünglinge berannten die mit Laubgewinden geschmückte Burg. Als Wurfgeschosse dienten Laubkränze und Blumensträuße. Lange wogte die Blumenschlacht hin und her, bis endlich die Verteidigerinnen die weiße Fahne aufzogen, worauf die Uebergabe zwischen dem Maigrafen, dem Führer der Jünglinge, und der Maikönigin in allerlei hergebrachten schalkhaften Versen vereinbart wurde. Ein Kuß, den der Maigraf der Maikönigin gab, besiegelte den Frieden.

Das geheimnisvolle Gemüse.

Erzählung von **Felix Lilla.**

1. (Nachdruck verboten.)

Eine bemerkenswerte und nicht uninteressante Persönlichkeit am Hofe des lustigen Karl II. von England war im Jahre 1660 dessen erster Hofkoch David Cribbage. Gleich nachdem Karl aus der Verbannung zurückgerufen worden war, um unter dem Jubel des Volkes den Thron zu besteigen, von dem man einst seinen Vater gestoßen hatte, um dessen Haupt unter dem Beil des Henkers fallen zu lassen, war Meister Cribbage zu solcher guten Anstellung gelangt, und zwar durch das Verdienst seines verstorbenen Vaters, der vormals ein so treuer Diener König Karls I. gewesen war, daß er ihn auch im tiefsten Unglück nicht hatte verlassen wollen. Jene treue Anhänglichkeit des Vaters gereichte also nun dem Sohne zum Nutzen.

David Cribbage, ein ausgezeichneter Koch, hatte während der bürgerlichen Unruhen und der Herrschaft Oliver Cromwells ein Speisehaus in London gehalten und sich durch Geschicklichkeit in seinem Berufe und weise Sparsamkeit ein recht ansehnliches Vermögen erworben. Immer war er zur Zeit der Republik im Innersten seines Gemüts königstreu geblieben. So erhielt er als Belohnung dafür seine Ernennung zum ersten Hofkoch und trug im Besitze dieses einträglichen Postens mit freudigem Stolze den Kopf nicht wenig hoch.

Verheiratet war er mit einer wackeren Frau Namens Jane. Das Ehepaar hatte eine hübsche Tochter, welche Afra hieß. Cribbage hegte die zuversichtliche Meinung, daß



Maifest im Mittelalter. (S. 140)

er unter den obwaltenden Glücksumständen wohl einmal mit der Zeit Schwiegervater eines Edelmannes werden könne, jedenfalls wollte er mit seiner Afra hoch hinaus. Nach einem der großen Lords des Hofes wagte er freilich nicht auszuschauen, denn so weit verstieg sich sein vermessener Dünkel doch noch nicht.

Cribbage gebot über zwei Unterköche und ein zahlreiches niederes Küchenpersonal. Der eine Unterkoch hieß Bernard Saunders, der andere Jocelyn Rank. Dieser Jocelyn nun besaß die erstaunliche Dreistigkeit, sich in Fräulein Afra, die liebliche Tochter seines hohen Vorgesetzten, zu verlieben, und die blonde Afra mochte ihn auch gerne leiden; sie wollte lieber ihn nehmen, als irgend einen Landedelmann oder sonstigen kleinen Junker. Sie hatte ein gutes Herz und war gar nicht stolz.

Frau Cribbage hatte gegen diese Neigung im Grunde nichts einzuwenden. Wenn ihre Tochter dadurch glücklich werden konnte, so wollte sie von Herzen gern ihren Segen dazu geben. Aber ihr Mann war in hohem Grade darüber erzürnt.

„Du wirst Jocelyn Rank nicht bekommen!" sagte er ergrimmt zu seiner weinenden Tochter. „Ich will's nicht! Merke dir's, Afra! Um ein für allemal dieser Liebelei und verwünschten Narretei ein Ende zu bereiten, werde ich unverzüglich diesen Menschen aus dem königlichen Küchendienste entlassen."

Er säumte auch nicht, dies Vorhaben zur Ausführung zu bringen, und Rank erhielt seine Entlassung.

Einige Tage darauf war Cribbage in Geschäften abwesend. Jocelyn erhielt davon Kenntnis und benutzte die Gelegenheit, um heimlich von der Geliebten Abschied zu nehmen, denn er wollte ins Ausland.

„Ach," rief Afra schluchzend, „du willst England ganz verlassen?"

„Ja, mein süßes Herz," sprach bekümmert der junge Mann. „Was könnte mich denn wohl noch fesseln an die Heimat, da du doch nicht die Meine werden darfst? Mir ist hier jetzt alles verhaßt und zuwider."

„Wohin reisest du?"

„Nach Holland. Lord Ossory, der Sohn des alten Herzogs von Ormond, begiebt sich als Gesandter des Königs nach dem Haag. Er suchte einen tüchtigen englischen Koch, der ihn begleiten soll, da er, wie es scheint, von der holländischen Kochkunst keine besonders günstige Meinung hat. Ich meldete mich bei ihm und erhielt sofort den Posten. Es ist eine gute, einträgliche Anstellung."

„Das freut mich um deinetwillen, Jocelyn, so sehr es auch sonst mich schmerzt, daß wir uns trennen müssen. Ach, wäre doch nur mein Vater nicht so stolz und eigensinnig!"

„In bitteres Leid versenkt uns seine Härte. Doch wollen wir immer noch hoffen, Geliebte! Siehe, ich träume davon, daß ich in Holland vielleicht auf irgend eine Art mein Glück machen werde."

„Ach, Träume sind Schäume! Darauf kann man sich nicht verlassen."

„Recht hast du, Afra. Aber dennoch muß man immer das Beste hoffen. Wenn ich nach kurzer Zeit aus Holland zurückkäme, und du auf mich gewartet hättest —"

„Ach, auf dich will ich ja so gerne warten!"

„Vielleicht könnten wir beide dann doch noch glücklich werden."

Dieser schöne Gedanke war so lieblich, daß trotz der sehr geringen Wahrscheinlichkeit auf Erfüllung desselben Fräulein Afra sich dennoch davon bezaubern ließ. Man glaubt und hofft ja so gerne, was man sehnlich wünscht.

Die beiden schwuren sich wieder und wieder Liebe und Treue fürs ganze Leben. Dann nahm Jocelyn zärtlichen Abschied.

— — — — — — — — — — —

Im Haag verblieb Jocelyn Rank nur kurze Zeit, denn Lord Ossory war ein harter und jähzorniger Gebieter, der seine Dienerschaft schlecht zu behandeln pflegte.

Auch gegen seinen trefflichen Koch war er ungerecht, und so ging Jocelyn eines Tages ohne weiteres aus dem Dienst und begab sich nach Amsterdam, um diese berühmte Handelsstadt kennen zu lernen.

Eigentlich war es nicht seine Absicht, dort zu bleiben; vielmehr zog es ihn nach England zurück. Aber es kam doch anders, als er dachte.

Eines Abends in der Dämmerung ging er gerade über eine Brücke, deren ja so viele in dem von zahlreichen Kanälen oder Grachten durchzogenen Amsterdam vorhanden sind. Da vernahm er plötzlich Hilfe- und Jammergeschrei.

Er neigte sich rechts über das Brückengeländer und sah unten im schlammigen Kanalwasser einen Menschen, der schon dem Ertrinken nahe zu sein schien.

Jocelyn war ein geschickter Schwimmer. Ohne sich lange zu besinnen, sprang er ins Wasser und ergriff den Versinkenden — noch eben zur rechten Zeit — und hielt ihn so lange über Wasser, bis zur Hilfe andere Leute herbeieilten und die beiden aufs Trockene zogen.

Der, den der junge Engländer gerettet hatte, war der alte Gisbert van der Breidelen. Er gehörte zu den reichsten Handelsherren der Stadt. Seit langen Jahren war er auch einer der einflußreichsten Direktoren der Holländisch-ostindischen Compagnie.

Unvorsichtigerweise hatte er einen schmalen, über die Gracht führenden Steg überschreiten wollen, war aber von dem nassen, schlüpfrigen Brett abgeglitten und ins Wasser gestürzt.

Der würdige alte Herr bewies sich seinem Lebensretter gegenüber dankbar, und als er erfuhr, daß Jocelyn Koch sei, nahm er ihn als solchen unter sehr guten Bedingungen in Dienst.

In dem großen Haushalt des reichen Handelsherrn lernte Jocelyn so mancherlei kennen — indische seltene Leckereien und sonstige Delikatessen —, wovon er bisher noch gar keine Ahnung gehabt hatte.

Auch Thee war darunter.

Nach England war nämlich bis zu der Zeit noch nicht das kleinste Quantum Thee gelangt. Selbst die zartesten Hofdamen Elisabeths, Jakobs I. und Karls I. hatten sich im Sommer mit Braunbier und im Winter mit Glühwein zum Abendtrunk behelfen müssen. In Holland aber war seit einigen Jahren schon chinesischer Thee eingeführt worden.

Kein Wunder! Hatten doch die Holländer damals fast den ganzen Handel von und nach Indien und Ostasien in ihren Händen, nachdem sie ihn den Portugiesen entrissen.

Thee stand damals sehr hoch im Preise und war nur ein Getränk für reiche Leute. Um das Theetrinken bei diesen beliebt zu machen, verfielen die Amsterdamer Theehändler — es gab deren zuerst nur drei — auf einen ganz merkwürdigen Kniff.

In Amsterdam lebte und wirkte der Arzt Cornelius Bontekoe, ein gelehrter Mediziner, dabei aber auch etwas Charlatan. Eigentlich hieß er Cornelius Decker und stammte aus Alkmaar, wo sein Vater Wirt des Gasthauses „Zur bunten Kuh" („Bonte Koe") gewesen war. Da ihm aber aus unbekannten Gründen der Name Decker nicht gefiel, schmückte er sich mit dem Namen des väterlichen Wirtshauses und nannte sich „Bontekoe".

Diesen Mann bestachen die Amsterdamer Theehändler, worauf er durch gelehrte Schriften und in seiner eigenen umfangreichen Praxis den chinesischen Thee als wundersames Gesundheitsmittel, als ein lebenverlängerndes Getränk mit rastlosem Eifer empfahl. Nach seiner Behauptung mußte ein Mensch, um vollständig gesund zu bleiben, täglich dreißig Tassen Thee trinken.

Doktor Bontekoe war Hausarzt und Freund des alten Herrn Gisbert van der Breidelen, welcher felsenfest an die Weisheit des sonderbaren Arztes glaubte und infolgedessen täglich den Thee literweise trank.

Das war für Jocelyn Rank etwas ganz Neues, denn bei seinem früheren Gebieter, dem Gesandten Lord Ossory, hatte das asiatische Aufgußgetränk noch nicht Eingang gefunden. Erst etwas später, neun bis zehn Monate nachdem Jocelyn ihn verlassen, würdigte der edle Lord den Thee seiner Aufmerksamkeit, wie aus dem Verlauf unserer Geschichte sich noch ergeben wird.

Auch der junge englische Koch gewöhnte sich mit der Zeit in Amsterdam an das Theetrinken, betrieb diesen Genuß jedoch zu seinem Glücke nicht so übermäßig wie sein Herr, der alte Holländer. In geringer Menge schien es ihm recht geeignet zu sein für die Bewohner von Ländern mit feuchtem und nebligem Klima, wie für Holland, so auch für England. Darauf baute er in seinem regsamen Geiste eine Spekulation, die auch wirklich später von dem schönsten Erfolge gekrönt werden sollte.

Neun Monate war er bei dem Herrn Gisbert van der Breidelen. Da wurde der alte Herr sehr krank. Vergebens bemühte Doktor Bontekoe mit all seiner ärztlichen Kunst sich um ihn, selbst der „Lebensverlängerungstrank" Thee nützte nichts mehr. Der alte Holländer lag im Sterben.

Vorher machte er gefaßt und ergebungsvoll sein Testament. Das große Vermögen fiel natürlich seinen nächsten Familienangehörigen zu. Doch setzte er auch viele Legate aus für milde Stiftungen und bedachte seine Dienerschaft reichlich. Seinem Lebensretter Jocelyn Rank vermachte er zehntausend Gulden, welche dem jungen Mann von dem Testamentsvollstrecker bar ausgezahlt wurden.

Jocelyns Traum war also in Erfüllung gegangen. Er hatte wirklich sein Glück in Holland gemacht. Brieflich meldete er dies der schönen Afra. Auch teilte er mit, daß er selbst bald nach England zurückkehren werde; es sei seine Absicht, in London ein ganz neues, voraussichtlich höchst einträgliches Geschäft zu begründen. Ueber die Art desselben ließ er sich freilich vorläufig nicht weiter aus.

Als Afra den Brief des Geliebten erhielt, freute sie sich innig über dessen Glück. Sie sprach mit ihrer Mutter darüber und nach einigem bänglichen Zögern auch mit ihrem Vater.

„Hm, hm," brummte Cribbage, „zehntausend holländische Gulden hat der Bursche in Amsterdam geerbt? Nun, das ist allerdings ganz nett!"

„Vater," bat Afra, „sei gut! Jocelyn schreibt, daß er nach seiner Ankunft uns zu besuchen gedenkt. Er hofft, daß du nicht mehr so harten Sinnes gegen ihn sein wirst. Hast du etwas dagegen?"

„Hm, hm!" brummte wieder David Cribbage. „Mag er uns doch besuchen — meinetwegen! Wollen sehen! Er schreibt ja von einem einträglichen Geschäft, welches er zu gründen beabsichtigt. Bin doch neugierig, darüber Genaueres von ihm zu erfahren."

Damit mußte Afra vorläufig zufrieden sein. Nun durfte sie doch wohlgemut alles Gute hoffen. In freundlichem, rosigem Schimmer erschien ihr die Zukunft.

2.

Es war im September des Jahres 1661. König Karl II., der lebenslustige Monarch, hielt sich mit seinen Höflingen im Schlosse zu Windsor auf. Man huldigte mit Eifer dem Jagdvergnügen und vielen anderen angenehmen Belustigungen.

Um die Regierungsgeschäfte bekümmerte Karl sich wenig. So nahm er denn auch nur geringe Notiz von den wichtigen diplomatischen Depeschen, welche ihm eines Tages sein Gesandter im Haag schickte. Desto mehr interessierte ihn eine andere Sendung, die gleichzeitig mit den Depeschen der von Holland angekommene Kurier für ihn überbracht hatte.

Es war eine große, schön lackierte Blechbüchse, gefüllt mit fünfundzwanzig Pfund des feinsten chinesischen Thees.

Lord Ossory schrieb dabei: Thee sei ihm selbst erst seit kurzem bekannt geworden. Der Wohlgeschmack desselben habe ihn überrascht. Deshalb erlaube er sich, von dieser Neuigkeit Seiner Majestät eine kleine Sendung zu machen.

„Haha!" lachte Karl, nachdem er dies gelesen hatte. „Ossory glaubt also, daß ich den chinesischen Thee noch nicht kenne. Ich habe aber im Haag und in Scheveningen, wo ich mich als landflüchtiger verbannter Prinz bis zum Mai vorigen Jahres aufhielt, schon zuweilen Thee genossen. Ein alter dicker Mynheer, der mich einlud, regalierte mich damit. Im Grunde muß ich sagen, daß ich ein gutes Glas Wein entschieden vorziehe. Aber gleichviel! Ich will mit dieser chinesischen Neuigkeit heute abend meine Tischgesellschaft überraschen."

Er klingelte, und sein Page Prosper Chiffinch kam herein.

„Bringe dies meinem Küchenmeister," sagte der König.

„Sehr wohl, Sire," versetzte Chiffinch.

„Es ist nämlich Thee."

„Thee?"

„Ja, ein chinesisches Labsal. Meister Cribbage soll von demselben heute abend auf meine Tafel bringen."

„Wohl, Sire!"

Der kleine Page bemächtigte sich der großen Theebüchse und schleppte sie ins Vorzimmer, wo er sie einem Lakaien auflud.

Dann marschierte er diesem voran nach der Hofküche. Dort traf er Cribbage nicht an. Der erste Hofkoch befand sich zur Zeit bei seiner Familie in der Wohnung, die er im Windsorschlosse innehatte.

Dorthin ging also Chiffinch mit dem Lakaien.

„Guten Tag, Meister Cribbage!" rief er. „Auf Befehl Seiner Majestät bringe ich Euch dies hier!"

„Was ist das?" fragte der Küchenchef.

„Thee."

„Was ist Thee?"

„Ein chinesisches Labsal — das hat Seine Majestät gesagt. Heute abend sollt Ihr das wohl zubereitet auf die Hoftafel bringen."

David Cribbage öffnete die Blechbüchse.

„Das sind ja getrocknete schwarze Blättchen," bemerkte er.

„Ja," sagte der kleine Page, „es scheint mir auch, daß es so eine Art chinesischen Gemüses ist."

„Wie soll ich das denn eigentlich zubereiten?"

„Das weiß ich nicht. Davon hat Seine Majestät nichts gesagt."

„Hm, aber —"

„Ich kann Euch da wirklich keinen Rat geben, denn ich verstehe nichts von der Kochkunst, wenn ich auch sehr gern etwas Gutes essen mag. Eure Sache ist's, Meister Cribbage. Dafür seid Ihr ja erster Hofkoch." Und lachend entfernte sich der Page mit dem Lakaien.

Sorgenvoll betrachtete der Küchenchef den Inhalt der Blechbüchse.

Wie sollte er den Thee zubereiten? Da zerbrach er sich vergeblich den Kopf.

Er forschte in den Registern seiner beiden dicken Kochbücher. Nirgends wurde Thee darin erwähnt. Seine Unterköche ließ er holen und beriet mit ihnen über die Sache. Sie schüttelten die Köpfe. Niemals hatten sie etwas von Thee gehört.

Das war doch geradezu zum Verzweifeln! Am einfachsten wär's ja freilich gewesen, eine Audienz beim Könige zu erbitten, um ihn darüber zu befragen. Aber das wollte Cribbage nicht. Er war viel zu eingebildet, sich eine solche Blöße zu geben und seine gänzliche Unwissenheit in Bezug auf Thee einzugestehen.

Endlich sprach er mit seiner Frau und mit Afra.

„Vielleicht wird das Zeug wie Spinat zubereitet," meinte Frau Jane.

„Wahrhaftig, das könnte vielleicht sein!" rief er zustimmend. „Ich will's einmal versuchen."

Cribbage machte sich sogleich eifrig an die Arbeit und richtete ein Viertelpfund Thee wie Spinat zu, den er mit Schnittchen von gekochten Eiern verzierte. Dann setzte er sich mit Frau und Tochter zu Tische, um das wunderbare neue Gericht zu kosten. Begreiflicherweise schmeckte es ganz abscheulich.

„Dergleichen kannst du unmöglich Seiner Majestät und dessen hoher Tischgesellschaft vorsetzen," meinte erschrocken Frau Jane.

„Wehe mir!" ächzte verzweiflungsvoll der unglückliche Hofkoch. „Als Spinat geht's nicht. Aber wie denn — wie denn sonst?"

Und er begann sich die wenigen Härchen, die seinen kahlen Schädel noch zierten, auszuraufen.

Da wurde angeklopft, und gleich darauf kam Jocelyn Rank herein, der nach seiner glücklichen Ankunft sogleich von London nach Windsor geeilt war.

Er wurde von David Cribbage nicht gerade unfreundlich empfangen. Afra aber erglühte vor Freude bei seinem Anblick.

Man sprach allerlei. Jocelyn erzählte von seinen Erlebnissen in Holland.

„Was für ein Geschäft wollt Ihr denn eigentlich anfangen?" fragte Cribbage.

„Ein Theegeschäft," versetzte der junge Mann. „Damit ist sicherlich viel Geld zu verdienen."

„Ihr wißt mit dem Thee Bescheid, mein guter Rank?" schrie in höchster, freudigster Aufregung der Hofkoch.

„Ja, Sir, das will ich meinen. Das habe ich in Amsterdam gründlich gelernt."

„Dann seid Ihr mein Retter! Ihr werdet mir aus der Verlegenheit, aus der Not helfen. Seine Majestät hat Thee aus Holland bekommen; heute abend soll davon serviert werden, das ist Befehl; ich weiß aber gar nicht Bescheid damit; als Spinat geht's nicht."

„Als Spinat?"

„So habe ich es eben versucht."

Jocelyn brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ei, Thee ist doch kein Gemüse!" rief er.

„Kein Gemüse? Ja, was denn?"

„Ein aromatisches Getränk."

„Ich falle aus den Wolken!"

„Ganz einfach ist die Zubereitung. Man legt eine Quantität Theeblätter in eine Kanne und gießt siedendes Wasser darauf. Der Aufguß ist dann das Getränk. Es wird nach fünf Minuten durch ein silbernes feines Sieb abgegossen und aufgetragen. Wer es liebt, kann Zucker oder Honig dazu thun oder auch Rahm."

„Das ist die richtige Zubereitung?"

„Jawohl."

„Nun, Gott sei Dank, daß Ihr gerade zur rechten Zeit gekommen seid, um mich darüber zu belehren! Sonst hätte ich mich ja fürchterlich blamieren können."

„Erlaubt gütigst, daß ich zur Probe Thee bereite!"

„Mit dem größten Vergnügen!"

Jocelyn bereitete kunstgerecht nach bester holländischer Methode den Thee. Derselbe wurde prüfend gekostet und fand allgemeinen Beifall.

„Mit solchem lieblich duftenden Getränk werde ich sicherlich Ehre einlegen heute abend bei Hofe," rief Cribbage entzückt, „besser jedenfalls als mit meinem Thee-Spinat."

Immer freundlicher wurde er gegen den jungen Mann. Er lud ihn selbst ein, einige Tage in Windsor zu verweilen.

Jocelyn gab darauf genauere Auskunft über die von ihm geplante Geschäftsunternehmung. Er hatte für mehrere tausend Gulden Thee in Amsterdam gekauft und nach England verbracht. In London wollte er eine Theestube errichten, verbunden mit einer Theehandlung. Wurde nun das neue Getränk bei Hofe beliebt und dadurch bekannt, so mußte sein Plan unfehlbar glänzend gelingen. Das war auch Cribbages Meinung.

„Ich glaube auch, daß du damit Glück haben wirst," sagte Afra leise zu dem Geliebten. „O, deine Träume gehen herrlich in Erfüllung! Aus Holland bringst du das Glück mit nach Hause!"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend feierte David Cribbage einen schönen Triumph. Der Thee, welchen er Seiner Majestät und dessen auserlesener Gesellschaft kredenzen ließ, gefiel über alle Maßen gut.

Der König ließ ihn rufen und sagte gnädig zu ihm: „Das habt Ihr vortrefflich gemacht, Meister Cribbage! Euer Thee ist noch besser geraten, als der, den ich vor einiger Zeit im Haag und in Scheveningen getrunken habe."

Freudestrahlend begab sich der Hofkoch in seine Wohnung, wo Jocelyn sich noch befand, und berichtete über die ihm widerfahrene hohe Ehre.

Dann rief er begeistert: „Braver junger Mann, Ihr seid der Urheber meines Glückes! Wie kann ich mich Euch dafür dankbar erweisen?"

„Ihr wißt es wohl, Sir," versetzte Jocelyn. „Dadurch, daß Ihr Eure Tochter Afra mir zum Weibe gebt."

„So soll es geschehen," sprach David Cribbage feierlich. „Nimm sie hin! Ich gebe freudig meine Einwilligung zu diesem Herzensbund und wünsche dir und meiner lieben Afra viel Glück und Heil und Segen!" —

Die Verlobung fand statt, bald nachher die Hochzeit. Auch die Spekulation Jocelyn Ranks, der die erste Theestube und die erste Theehandlung in London errichtete, hatte den allerbesten Erfolg.

Bei Hofe war ja der chinesische Labetrank in Aufnahme gekommen; daher kam er bald in Mode bei den Vornehmen. Es entstand also eine lebhafte Nachfrage. Und nur Jocelyn hatte Thee zu verkaufen, also machte er bei dem Geschäft den größten Profit. Erst nach

etlichen Jahren, als er schon reich geworden war, erhielt er Konkurrenten.

Auf solche Weise wurde das Theetrinken in England eingeführt, dem Lande, wo jetzt mehr Thee getrunken wird als irgendwo sonst, nur China selbst und vielleicht allenfalls noch Rußland ausgenommen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein herbes Geschick. — In dem Irrenhause, welches sich in der Nähe der kalifornischen Stadt Stockton befindet, ist eine Greisin untergebracht, die zur Zeit der ersten Goldgräberei auf höchst tragische Weise um ihren Verstand kam. Ihre traurige Geschichte ist in Kürze die folgende: Sie, eine Deutsche, war Anfang der fünfziger Jahre als junges Mädchen die Braut eines Mannes, der, von Adel, aber ohne jegliches Vermögen, in der alten Heimat sich keine Existenz zu gründen vermochte, die es ihm erlaubte, die gleichfalls mittellose Auserwählte zu heiraten. Damals drangen die Gerüchte von dem Goldreichtum Kaliforniens auch hinüber in die Alte Welt, und diese veranlaßten den jungen Bruno v. W., sein Bündel zu schnüren und nach Amerika zu gehen, wo er in Kürze so bemittelt zu werden hoffte, um sein Bräutchen heimzuführen. Schweren Herzens trennten sich die Liebenden, in der Hoffnung auf ein nicht zu fernes frohes Wiedersehen. Bruno langte glücklich in der Gegend von Sacramento an, wo damals die ergiebigste Goldausbeute stattfand. Er traf dort zwei Deutsche, mit denen er sich verband, und gemeinsam suchten die drei nun nach dem gelben Metall. Wenn das Reichwerden sich auch nicht im Handumdrehen vollzog, so brachte das Kleeblatt es doch zuwege, nach etwa dreijähriger harter Arbeit zu einem gewissen Vermögen zu gelangen.

Nunmehr hielt es v. W. für angezeigt, zu heiraten, doch wollte er nicht nach Deutschland zurück, sondern beschloß, in Amerika zu bleiben, Anna, seine Braut, herüberkommen zu lassen und dann den Ehebund zu schließen.

Die Braut ging mit Freuden auf seine Wünsche ein, und nach einigen Monaten langte sie zu Schiff glücklich in San Francisco an. Ihre Ankunft meldete sie sofort dem Manne ihrer Wahl, der in dem kleinen Minencamp, in welchem er lebte, alle Vorbereitungen zum festlichen Empfange der sehnsüchtig Erwarteten traf. Auch ein Geistlicher aus Sacramento war von Bruno in das Camp berufen, der das Paar gleich nach dem Eintreffen der Braut trauen sollte.

Als die Postkutsche in das Camp, welches zugleich Station war, einfuhr, wunderte sich die Ankommende nicht wenig, daß ihr Bräutigam nicht zur Stelle war. Der Wagen hielt, sie verließ denselben, hilflos unter lauter fremden Menschen dastehend. Da trat der bestellte würdige Geistliche an sie heran, und mit ernster Miene bereitete er sie, indem er ihr zugleich Trost zusprach, auf das erschütternde Ereignis vor, welches alle ihre Wünsche und Hoffnungen mit einem Schlag vernichtet hatte. Drinnen in einem geräumigen Zelt lagen die Leichen Brunos und seiner beiden Gefährten, die in der verflossenen Nacht von Mordgesindel hingeschlachtet worden waren. Das bedauernswerte Mädchen wurde durch dies entsetzliche Unglück vollständig geknickt, und von der Stunde an umnachtete sich ihr Geist. Unheilbar wahnsinnig lebt sie nun schon viele Jahre unfern der Stätte, an welcher sie so glücklich zu werden gedachte. [v. B.]

Humoristisches.

Trost.

Heiratskandidatin: Das schlimmste ist, daß mein Vater die Mitgift nicht auf einmal herausgeben will.

Heiratskandidat: Schadet nichts. Ich nehme dich auch auf Abzahlung.





Ein umfangreiches Geschäft.

Advokat (zur Klientin): Habe ich Sie nicht früher schon einmal wegen Diebstahls verteidigt?

— Nein, das war wegen Betrug ... für Diebstähle habe ich einen anderen Rechtsanwalt!

Sein letztes Wort. — Moritz Saphir, der bekannte Satiriker, geriet in den letzten Jahren seines Lebens, die er in Wien verbrachte, mit einem dortigen Litteraten in einen Federkrieg, der mehrere Wochen ganze Spalten zweier Zeitungen füllte.

Saphirs Gegner nannte ihn wiederholt einen alten, aus der Mode gekommenen Narren u. s. w., und schließlich erklärte er unter der Ueberschrift: „Mein letztes Wort an Herrn Saphir," er selbst und jeder anständige Journalist schreibe für die Ehre, während Saphir nur für Geld schreibe.

Darauf erwiderte Saphir ganz kurz als sein letztes Wort an Herrn X.: „Jeder schreibt eben für das, was ihm fehlt!"

Diese witzige Antwort zog die Lacher auf seine Seite und der Federkrieg war zu Ende. [E. K.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 17:
Kein Fels ist so hart wie ein herzloses Weib.

Streich-Rätsel.

Rubin, Seele, Adler, Samos, Biene, Mücke, Karl, Rosen, Taube.

In jedem der obigen Wörter sind zwei aufeinander folgende Buchstaben zu streichen, und an deren Stelle zwei andere zu setzen, so daß neue Wörter entstehen. Nach richtiger Lösung ergeben die unten angeführten, neu einzusetzenden Buchstabenpaare, der Reihe nach gelesen, den Namen eines berühmten Altertumsforschers.

Zur Verwendung gelangen: **ch, he, hl, ie, in, ma, nn, ri, se.**

Auflösung folgt in Nr. 19.

Logogriph.

Wenn schön geschmückt sind Straßen, Gassen
Zur Festesfeier, kann man's sehn;
Muß vorne es zwei Zeichen lassen
Und hinten auch, so wird entstehn
Gleich eine Insel, wohl bekannt,
Die angehört dem Britenland.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösungen von Nr. 17:
der viersilbigen Charade: Hühneraugen;
des Verbindungs-Rätsels: Ball, Ast — Ballast.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.